

gefunden und das unschuldige Kind bezaubert. — Im Laufe der Unterhaltung erfuhr ich, daß Chandeuil Frau Duponts Gliedcousin war, und daß die Hochzeit auf Oktober festgesetzt war. Am nächsten Sonntag sollte bei einem offiziellen Diner Held Chandeuil den Freunden des Hauses vorgestellt werden. Auch ich mußte zusagen.

Sie können sich denken, wie bestürzt ich war. Denn wenn ich auch vielerlei Schändliches im Leben gesehen und erfahren habe, so erschien mir diese Heirat doch noch empörender als alles zuvor Erlebte. Betrog ich nicht feige und gemein die braven Leute, die mich stets gastlich aufgenommen hatten? Durfte ich zugeben, daß sie dieses kleine, achtzehnjährige Mädchen, ihr heißgeliebtes Kind, einem Subjekt wie Chandeuil anvertrauten? Sie konnten ja gegen seinen Charakter keinen Argwohn hegen, denn sein Ruf war fleckenlos, wenigstens in Frankreich. Doch ich kannte ihn genau, in körperlicher und geistiger Hinsicht. Aber durfte ich Chandeuil verraten — ich, als Arzt, der an seine Schweigepflicht gebunden ist?

Chandeuil ahnte wohl, was in mir vorgehen mochte. Auf dem gemeinsamen Heimweg bestand er darauf, noch in ein Weinhaus zu gehen. Als wir uns in der kleinen italienischen Bodega in der Nähe der Madeleine gegenüber saßen, lachte er mich höhnisch an und schnarrte in einem widerlich blasierten Tonfall:

„Du ärgerst dich wohl, daß ich das Glück der Kleinen machen werde und nicht du?“ Sein Lachen klang unecht. „Aber du mußt dich eben dreinfinden. Ich weiß ganz gut, daß du mich kennst, alter Junge — ja, daß du mich sogar gründlich kennst; aber es gibt das sogenannte Berufsgeheimnis, das dich davon abhalten wird, über deinen Freund Böses zu sagen und ihm Schwierigkeiten zu bereiten. Das wäre höchst unklug von dir . . .“

Am liebsten hätte ich ihn geohrfeigt, aber ich nahm mich zusammen und erwiderte nur:

„Nicht ich werde deine Pläne durchkreuzen, sondern der Cocktail!“ Ich wies auf das mächtige Glas, das man ihm gerade brachte.

Er sah mich tückisch an:

„Ach was, ich trinke ja nicht mehr! Übrigens habe ich niemals getrunken! Der Anfall, den ich vor drei Jahren hatte, kam von der Tropenkrankheit — nichts anderes war es — hörst du?! — nichts anderes!“

„Schon möglich“, erwiderte ich gelassen. „Hauptsache ist ja schließlich, daß es dir jetzt gut geht und daß du keine Anfälle und keine Halluzinationen mehr hast . . .?!“

Er schrak zusammen.

„Nichts, nicht das Geringste . . . nein, nein“, stammelte er, „wirklich nicht! Ich spüre nicht mehr das Geringste . . .“ Seine unverschämte Maske war mit einem Schlage verschwunden; er starrte erschreckt zu Boden und seufzte krampfhaft. „Aber zum Teufel, warum sprechen wir noch weiter über diese Dinge? Unterhalten wir uns doch! Begraben wir unser Junggesellenleben! Einmal muß man ja doch tugendhaft werden, findest du nicht auch?“

Ich sah ihn bloß schweigend an. Da wurde auch er still und musterte mich nur mit einem irritierten Lächeln . . .

* * *

Am nächsten Sonntag trafen wir uns, bevor wir gemeinsam zu Dupont gingen, auf der Terrasse eines Boulevardcafés. Chandeuil sah erschreckend aus. Mit zitternden Händen leerte er zwei Gläser Absinth rasch hintereinander — wahrscheinlich um sich ein wenig Haltung zu geben. Es schien ihm zu gelingen.

Dann nahmen wir ein Taxi und fuhren nach Auteuil. Während des Dinners war Chandeuil in übersprudelnder Laune und bezauberte alle. Denise sah anbetend zu ihm auf. Ich merkte allerdings seine außerordentliche Nervosität, die er nur mit Mühe bezwang. Auch trank er zuviel.